



Feierabend



Victoria

Kopierrecht von Albert Langens, München.

(12)

Die Gesichte einer Liebe von Runt Samjun.

Sowohl, es sollte ein Fest auf dem Schloß stattfinden; die Fremden wurden mit Flaggen und Salutsschüssen empfangen. In den Wagen sahen einige Militärs; vielleicht war Otto, der Leutnant, dabei.

Johannes stieg vom Hügel herab und begab sich nach Hause. Er wurde von einem Mann vom Schloß eingeholt, der ihn anhielt. Der Mann trug einen Brief in der Mütze, er war von Fräulein Victoria gesandt und sollte Antwort haben.

Mit klopfendem Herzen las Johannes den Brief. Victoria lud ihn trotzdem ein, schrieb ihm herzliche Worte und bat ihn, zu kommen. Dieses eine Mal bitte sie ihn darum. — Antworten Sie durch den Boten.

Eine wunderbare und unerwartete Freude war ihm widerfahren, da Blut stieg ihm zu Kopfe, und er antwortete dem Mann, er wolle kommen, ja, Dank, er wolle sofort kommen.

Bitte schön!

Er gab dem Boten ein lächerlich großes Geldstück und eilte heim, um sich anzuzuleiden.

8.

Zum ersten Male in seinem Leben trat er durch das Tor des Schlosses und begab sich über die Treppe hinauf in den ersten Stock. Stimmen summten ihm von dort entgegen, sein Herz schlug stark, er klopfte an und trat ein.

Die noch junge Schlossherrin kam ihm entgegen, begrüßte ihn freundlich und drückte seine Hand. Es freute sie, ihn zu sehen, sie entsinne sich seiner noch aus der Zeit, da er nicht größer gewesen sei, als so; jetzt sei er ein großer Mann. . . Und es war, als wollte die Schlossherrin noch mehr sagen, lange hielt sie seine Hand und sah ihn forschend an.

Auch der Schloßherr kam hinzu und reichte ihm die Hand. Wie seine Frau gesagt habe, ein großer Mann, in mehr als einer Beziehung. Ein berühmter Mann. Sehr erfreut . . .

Er wurde Herren und Damen vorgestellt, dem Kammerherrn, der seine Orden trug, der Frau Kammerherrin, einem Gutsbesitzer aus der Nachbargemeinde, Otto, dem Leutnant. Victoria sah er nicht.

Eine geraume Zeit verstrich. Victoria

trat ein, bleich, sogar unsicher; sie führte ein junges Mädchen an der Hand. Sie gingen rund durch den Saal, begrüßten alle, sprachen kurz mit jedem. Vor Johannes blieben sie stehen.

Victoria lächelte und sagte:

Sehen Sie, hier ist Camilla, ist das nicht eine Überraschung? Ihr kennt einander.

Sie blieb ein wenig stehen und sah die beiden an, dann verließ sie den Saal.

Im ersten Augenblick blieb Johannes starr und betäubt auf dem Fleck stehen. Das war die Überraschung; Victoria hatte freundlichst eine andere an ihre Stelle gesetzt. Hört nun, geht hin und nehmt einander, Ihr Menschen! Der Frühling steht in Blüte, die Sonne scheint; macht die Fenster auf, wenn Ihr wollt, denn im Garten ist ein Duft und in den Birkenwipfeln draußen singen auch die Stare. Warum spricht Ihr nicht miteinander? Aber so laßt doch!

Ja, wir kennen einander, sagte Camilla offen. Hier geschah es, daß Sie mich damals aus dem Wasser zogen.

Sie war jung und hell, munter, rosenvor gekleidet, in ihrem siebzehnten Jahr. Johannes biß die Zähne zusammen, lachte und scherzte. Nach und nach gingen ihre fröhlichen Worte an, ihn wirklich aufzumuntern, sie sprachen lange zusammen, sein Herz klopfen nahm ab. Sie hatte noch aus ihren jüngeren Jahren die reizende Gewohnheit, den Kopf schief zu legen und abwartend zu lauschen, wenn er etwas sagte. Er erkannte sie wieder, sie überraschte ihn nicht.

Victoria kam wieder herein, sie nahm den Leutnant beim Arm, zog ihn mit sich und sagte zu Johannes:

Kennt Sie Otto — meinen Verlobten? Sie erinnern sich seiner wohl noch?

Die Herren erinnerten sich. Sie sagen die notwendigen Worte, machen die notwendigen Verbeugungen und trennen sich. Johannes und Victoria bleiben allein zurück. Er sagt:

War das die Überraschung?

Ja, antwortet sie genäht und ungeduldig, ich tat mein Bestes, ich wußte nichts anderes. Seien Sie nun nicht ungerecht, danken Sie mir lieber; ich sah, daß Sie froh wurden. Ich danke Ihnen. Ja, ich wurde froh.

Eine unendliche Verzweiflung legte sich auf ihn, sein Gesicht wurde leichenblau. Hatte sie ihm wirklich einmal weh getan, so war das nun reichlich wieder gut gemacht, und er war getröstet worden. Er war ihr aufrichtig dankbar.

Und dann bemerkte ich, daß Sie heute Ihren Ring tragen, sagte er dumpf. Nehmen Sie den nun nicht wieder ab!

Pause.

Nein, jetzt werde ich ihn wohl nicht mehr abnehmen, antwortete sie.

Sie blickten einander in die Augen. Seine Lippen bebten, er deutete mit dem Kopf zum Leutnant hin und sagte heiser und grob:

Sie haben Geschmack, Fräulein Victoria. Er ist ein schöner Mann. Seine Epauletten machen ihm gute Aheln.

Mit großer Ruhe gab sie ihm zurück:

Nein, er ist nicht schön. Aber er ist ein gebildeter Mann. Das wiegt auch ein wenig.

Das gilt mir, Dank! Er lachte laut und fügte unmerklich hinzu: Und er hat Geld in den Taschen, das wiegt mehr.

Sie entfernte sich sofort.

Wie ein Friedloser glitt er von Wand zu Wand. Camilla sprach ihn an, fragte nach etwas, er hörte es nicht und antwortete nicht. Sie jagte wieder etwas, berührte sogar seinen Arm und fragte abermals vergeblich.

Nein, da geht er umher und denkt, tief sie lachend. Er denkt, er denkt!

Victoria hörte es und antwortete:

Er will allein sein. Er schickte auch mich weg. Aber plötzlich trat sie ganz bis zu ihm hin und sagte laut: Sie grübeln gewiß über eine Entschuldigung nach. Darum brauchen Sie sich nicht zu bemühen. Im Gegenteil, ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, weil ich Ihnen die Einladung so spät landete. Das war sehr unachtsam von mir. Ich vergaß Sie bis zuletzt, fast hätte ich Sie ganz vergessen. Aber ich hoffe, Sie verzeihen mir, ich hatte an so vieles zu denken.

Sprachlos starrte er sie an; sogar Camilla blickte vom einen zum andern und schien erstaunt zu sein. Victoria stand mit ihrem kalten, bleichen Gesicht vor ihnen und zeigte eine zufriedene Miene. Sie war gerächt.

Das sind nun unsere jungen Kavaliere, sagte sie zu Camilla. Wir dürfen nicht

zu viel von ihnen erwarten. Dort drüben
sitzt mein Verlobter und spricht von Ely-
sagen, und hier steht der Dichter und denkt
... Sagen Sie, etwas, Lichter!

Er suchte zusammen; die Adern an seinen
Schläfen wurden blau.

Jatwohl. Sie bitten mich, etwas zu
sagen? Jatwohl.

Ach nein, strengen Sie sich nicht an.
Sie wollte schon gehen.

Um gleich auf die Sache loszugehen,
sagte er langsam und lächelnd, aber seine
Stimme bebte, um mitten drin anzufangen:
waren Sie vor kurzem verliebt, Fräulein
Victoria?

Einige Sekunden lang war es vollkom-
men still; alle drei hörten ihre Herzen schla-
gen. Camilla antwortete erschrocken:

Victoria ist natürlich in ihren Bräu-
tigam verliebt. Sie hat sich eben erst verlobt,
wissen Sie das nicht?

Die Türen zum Speisesaal wurden ge-
öffnet.

Johannes fand seinen Platz und blieb
davor stehen. Der ganze Tisch schwankte vor
seinen Augen auf und ab, er sah viele Men-
schen und hörte ein Summen von Stimmen.

Ja, bitte, das ist Ihr Platz, sagte die
Schloßherrin freundlich. Wenn sich nur alle
einmal setzen wollten.

Entschuldigen Sie! sagte plötzlich Victoria
dicht hinter ihm.

Er trat zur Seite.

Sie nahm die Karte und legte sie einige
Plätze, sieben Plätze, weiter unten hin, neben
einem alten Mann, der einmal Hauslehrer
auf dem Schloß gewesen war und in dem
Auf eines Trinkers stand. Sie trug eine an-
dere Karte zurück und legte sich.

Er stand da und sah dem alten zu. Die
Schloßherrin machte sich, unangenehm be-
rührt auf der anderen Seite des Tisches etwas
zu schaffen und bemißte ihn anzusehen.

Er wurde noch verwirrter als vorher
und ging erregt an seinen neuen Platz. Sein
früherer Platz wurde von einem von Ditlefs
Freunden aus der Stadt eingenommen, einem
jungen Mann mit Diamantknöpfen in der
Hemdenbrust. Zu seiner linken Seite sah
Victoria, zu seiner rechten Camilla.

Und das Essen fing an.

Der alte Hauslehrer erinnerte sich an
Johannes, aus der Zeit, als dieser noch ein
Kind war, und es kam ein Gespräch zwischen
ihnen zustande. Er erzählte, daß auch er in
seinen jungen Tagen die Dichtkunst betrieben
habe. Die Manuskripte lagen noch da, Johan-
nes solle sie bei Gelegenheit einmal zu lesen
bekommen. Heute sei er hierher zu diesem
Jubeltag des Hauses gerufen worden, damit
er an der Freude der Familie über Victorias

Verlobung teilnehmen könnte. Der Schloß-
herr und die Schloßherrin hätten ihm aus
alter Freundschaft diese Ueberraschung be-
reitet.

Ich habe nichts von Ihnen gelesen,
sagte er. Ich lese mich selbst, wenn ich etwas
lesen will; in meiner Schublade liegen Ge-
dichte und Erzählungen. Sie sollen nach
meinem Tode herausgegeben werden; ich
möchte doch, daß das Publikum erfährt, wer
ich war. Ach ja, wir Aelteren vom Fache sind
nicht so stink mit dem Druckenlassen, wie man
es gegenwärtig ist. Ihr Wohl!

Die Mahlzeit schreitet weiter. Der
Schloßherr klopft an sein Glas und erhebt
sich. Sein vornehmes, mageres Gesicht ist
bewegt vor Erregung, und er erweckt den
Eindruck, als wäre er sehr froh. Johannes
senkt den Kopf tief. Sein Glas ist leer und
niemand gibt ihm etwas; er füllt es selbst
bis zum Rande und läßt den Kopf wieder
sinken. Nun kam es!

Die Rede war lang und hübsch und
wurde mit großem und freudigem Lärm ent-
gegengenommen. Die Verlobung war erklärt
Eine Menge guter Wünsche strömte von aller
Seiten des Tisches bei der Tochter des Schloß-
herrn und dem Sohn des Kammerherrn zu-
sammen.

Johannes trank sein Glas aus.

(Fortsetzung folgt.)

Winter.

Von Bernhard Moser.

Ich gehe einsam auf vereisten Pfaden.
In meinem Mantel wütht der rauhe Wind.
Mir werden Frost und Flocken nicht mehr schaden,
Da meine Wünsche längst erstoren sind.

Der Baum vergilbt, den ich durch lange Nächte
Mit meinem Biute kümmerlich betaut.
Hier meine Art! sie selber ist die Kiste,
Mit der vernichtet wird, was ich gebaut!

Hohnlachend werfe ich die dürrn Äste,
Dir, kalter Spötter in die magre Brust!
Ich wärme eine Welt mit diesem Reste,
Drin meiner Jugend ganze Seele ruht!

Esel! Kamel! Hund!

Von Hans Siemsen.

„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich
will dir sagen, wer du bist.“

„Sage mir die Schimpfworte, die du
brauchst, und ich will dir sagen, mit wem du
umgehst.“

Und ich will dir sagen, wer du bist, ohne
ein Schimpfwort zu gebrauchen. Du bist ein
Europäer!

Und du gebrauchst europäische Schimpf-
worte. Du sagst zu deinem Freund: „Mann
Gottes, bist du ein Kamel!“ Du willst damit
sagen, daß du ihn für dumm hältst. Aber du
weißt nicht, was für ein Tier das Kamel ist.
Du weißt nicht, ob es klug oder dumm ist. Du
weißt nicht, daß es eines der seltsamsten Ge-
schöpfe Gottes ist. Du kennst den Zug der Kata-
nanen nicht, am abendlichen Horizont der Wüste.
Du kennst das wilde Auge nicht, das scheu und
einsam, groß wie ein dunkler Stern aus dem
Schatten der Augenbrauen sieht. Wo ist ein
Menschenauge von solch wilder Schönheit?

Das weißt du alles nicht. Und wenn nun
ich beide, ein altes Kamel und du, wenn ihr
allein wäret eines Abends im Dunkel der Wüste,
unter euch nur der von der Sonne noch bren-
nende Sand und über euch nur die Sterne des

Himmels, wer von euch beiden wäre denn da
man klug und wer wäre dumm? Was heißt
das überhaupt: „dumm“ und „klug“?

Du sagst zu deinem Freund: „Du bist ein
Kamel.“ Der Araber aber sagt von seiner
Freundin, wenn er von ihr sagen will, wie
schön und gut sie ist und wie stolz er sie liebt:
„Du Kamel meines Hauses!“ Er ist nur ein
Araber. Du aber bist ein Europäer.

Und nun erst das Schimpfwort: „Du Esel!“

Du Esel, du von allen Tieren von Gott so
sichtbar gezeichnet! Du mit dem großen, ernsten
Kopf des Gelehrten, du mit den zerlich-zottigen
Brimmen, du mit so bescheiden nahe beieinander-
stehenden Keimen! Du genügsamer, ge-
duldiger, störrischer, du kluger, wider, immer
verliebter grauer Esel, mit deinem atemlosen,
rauhem Geschrei!

Ein Eisführwerk brachte uns manchmal
im Felde das Essen. Wie langsam setzte er Fuß
vor Fuß.

Wie klug sah sein grauer Kopf aus dem
Wald. Ich brachte ihm Disteln und Löwenzahn.
Und wenn er mich sah, begann er von weither
zu schreien. „Hörst du,“ sagten die lustigen Ka-
meraden, „hörst du? Dein Bruder ruft dich!“

Ah, wenn sie gewußt hätten, wie gern ich
dein Bruder war, du alter Grauer! Und wie
viel mehr dein Bruder als der ihre!

Wenn man aber ganz gemein anfängt zu
schimpfen, sagt man in Europa: „So ein Hund!“

So ein Hund, wie welcher Hund. Wie unser
alter Pudel Peter? So klug, so schön, so treu?
Wir Menschen, die wir den Krieg, die Sünde,
das Recht und die Lüge erfunden haben?

Peter, alter Zigeuner, mit deinem Schnauz-
und Jottelbart, mit deinen schwarzen Funke-
augen, halb Fedwebel, du, halb Engel! Du
Klügler der Klugen, Treuester der Treuen —
von wem, von welchem Menschen kann ich sagen,
er wäre „so ein Hund“ wie du?

Esel, Kamel und Hund — drei böse Schimpf-
worte! Wie sind nicht klug. Sonst würden wir
sagen:

„So edel wie ein wildes Kamel!“ „So klug
wie ein Esel!“ „So anständig wie ein Hund!“

Die Spiritistin in der Falle.

Eine Frau Chedeville in Paris hat durch
Monate ihre alte Freundin Eugenie Picquart
als Näherin beschäftigt. Jeden Freitag kam Frau
Picquart zu ihr und erledigte die Näharbeiten.
Nun geschah es, daß der Frau Chedeville im
Laufe der Zeit verschiedene Schmuckgegenstände
abhanden kamen, und zwar war der Unglücks-
tag jedesmal ein Freitag. Da erinnerte sie sich,
daß Frau Picquart nicht nur eine gute Näherin,
sondern auch ein tüchtiges Medium ist, das in
Spiritistenkreisen großes Ansehen genießt. Sie
bat daher ihre Freundin, mit Hilfe der Geister
die verschwundenen Juwelen ausfindig zu machen.
Frau Picquart zog die Geister zu Rate, dann
machte sie der Frau Chedeville die peinliche Er-
öffnung, daß die Juwelen von deren Sohn ge-
stohlen worden seien. Frau Chedeville wollte
das nicht glauben und sie richtete nun ihren
Verdacht gegen das Medium selbst. Am Frau
Picquart auf die Probe zu stellen, legte sie zwei
Banknoten, deren Nummern sie notiert hatte,
einen Ring und zwei Ohrgehänge in eine Scha-
tulle und stellte diese in ein Zimmer, das an
dasjenige stieß, in dem Frau Picquart arbeitete.
Vor die Verbindungstür spannte sie einen Woll-
faden. Am Abend waren Banknoten und
Schmuckstücken verschwunden, der Wollfaden zer-
rissen. Frau Chedeville ließ nun ihre Freundin
verhaften. Es zeigte sich, daß die gestohlenen
Gegenstände im Futter ihrer Handtasche einge-
näht waren.

Vor Gericht beteuerte Frau Picquart ihre
Unschuld. Sie sei das Opfer der Gegner des
Spiritismus, namentlich des Taschenspieler's
Dickson, der im Hause Chedeville verkehrte.
Dieser habe ihre Freundin dazu angeleitet, die
Gegenstände in ihre Tasche zu schmuggeln. Eine
Anzahl von Spiritisten, die als Zeugen ver-
nommen wurden, unter ihnen ein Hauptmann
und ein Polizeisekretär, erklärten, für die Ver-
trauenswürdigkeit des Mediums ihre Hand ins
Feuer zu legen. Dagegen ging aus dem Gut-
achten der Sachverständigen im Nähsach hervor,
daß die Naht im Handtäschchen unbedingt von

der Hand der Frau Picquart stamme. Das Täschchen selbst war allerdings in geheimnisvoller Weise verschwunden. Uebrigens verschwanden während der Verhandlung noch zwei Handtäschchen. Man könnte da das Wirken der Gei-

ster der Frau Picquart vermuten. Warum haben die Geister aber das Medium nicht lieber von der Falle verstanden, die ihm gestellt war? Die Angeklagte wurde bedingt zu vier Monaten Kerker verurteilt.

Sie wird auch den Lauf ihres zu tragischem Ende gelangten Ehelebens schildern. Man hat von dem Selbstmord gelesen, den kürzlich ihre Gatte, der russische Dichter und Staatsbeamte Sergius Essenin, beging. Sie lebte mit ihm in Scheidung. Die Ehe kam 1922 zustande. Jasora Duncan war nur der englischen Sprache mächtig, ihr Gatte Sergius Essenin nur der russischen. Sie verständigten sich durch Zeichensprache, und die eheliche Gemeinschaft war am innigsten, solange beide keine sprachliche Gemeinschaft hatten. Dann traten Schatten dazwischen. Es kam zum Bruch, die Scheidungsklage wurde eingereicht. Jasora Duncan gründete in Moskau eine Tanzschule. Vor einem Jahre hörte man bereits, daß sie am Ende ihrer Mittel sei. Warum soll sie nicht tun, was viele ihresgleichen längst getan haben, Es soll einige namhafte Persönlichkeiten geben, die ihren Entschlüssen mit Unbehagen entgegensehen. Aber vielleicht wird es ihnen gelingen, Jasora Duncan den Mund zu verbinden, wie ihr Gatte ihr angeblickt die Augen verband. Mit einer goldfarbigen Binde.

Zur Kritik der guten Gesellschaft.

Von Hans Katonel.

Die Feierabendstunde heult und den geöffneten Türen der Fabrik entströmen Arbeiter und Angestellte, Werkführer und Profuristen. Tagsüber bildeten sie eine Arbeitsgemeinschaft, ein vollkommen ineinandergreifendes Räderwerk, ein jeder ist Mitarbeiter am Ganzen, durch das sie miteinander lebendig verbunden sind. Nun aber, mit dem Glodenschlag, ist diese Einheit hundertfach gespalten, der Abend schafft Rangordnungen, Klassen und Kreise, die nicht die mindeste Berührung mehr haben. Aus der Arbeitsgemeinschaft des Tages ist die Gesellschaftsspaltung des Abends geworden, eine ganz strenge Hierarchie der Geselligkeit, die mitunter bis ins Lächerliche spezialisiert ist. Sie, die morgens alle dem gleichen Ziele zustreben, kennen nun keine Gemeinschaft mehr; Rang, Gehaltsklasse, politische Ueberzeugungen schaffen ebenso viel Schattierungen der gesellschaftlichen Zugehörigkeit. So paradox es klingt: Die Arbeit eint, aber der Feierabend trennt.

Nehmen wir an, wir finden am Abend die gesamte Belegschaft dieser Fabrik, vom jüngsten Kontoristen bis zum Chef, im Theater wieder. Das Theater hat schon vorgesorgt. Es ist in Ränge geteilt, genau wie im feierlichen Kolof und im 18. Jahrhundert der Hofgesellschaft. Es betont durch den Aufbau die gesellschaftlichen Unterschiede immer noch so, wie zur Zeit der Feudalgesellschaft, als in den Hoftheatern genau darauf geachtet wurde, daß der Hof, der Adel, die hohe Beamtenschaft in den ersten Rängen saßen und von ihnen gesondert, in den entlegeneren Teilen des Hauses, die Mittelstände untergebracht wurden. Die höfische Rangordnung ist beibehalten und reguliert sich durch den Eintrittspreis. Die Tradition sitzt zäh im Blute der Gesellschaft. Eitelkeit und Ehrgeiz sind die Stützen dieses peinlich gegliederten Baues, dessen Bewohnern es Vergnügen macht, auf die, die unter ihnen sind, herabzuschauen. Carl Sternheim hat diesen Gesellschaftsaufbau, bei dem jeder nach unten stößt und nach oben giert, in seinen dramatischen Satiren umrissen. Aber vielleicht ist diese Doppeltätigkeit: nach unten treten und nach oben wollen, das dynamische Gesetz des gesellschaftlichen Aufstieges. Es muß wohl so sein, wiewohl man wünschen möchte, es gäbe Gelegenheiten, wo die gesonderten Ränge und Kreise ineinander überfließen und ihre verschiedene Binnwärme zu fühlen bekommen. Vielleicht kommt einmal ein Architekt, der zugleich Soziologe ist, auf den gar nicht neuen Einfall, unsere Theater nicht nach dem Schema der alten, in Ränge geteilten Hoftheater zu bauen; vielleicht wird man eines Tages das von so vielen ersehnte Gemeinschaftstheater errichten, ein Volkstheater mit völlig aufgelodertem Gesellschaftsgefüge, wie das griechische Theater eines war. Mit Einheitspreisen und ohne Ränge und Logen, wo die Direktoren neben ihren Arbeitern sitzen, was beiden nicht schaden könnte, und wo man nicht hinget, um sich zu zeigen, sondern um, des gesellschaftlichen Sonderanges ledig, als Volk und Einheit ein gemeinsames Erlebnis zu haben

Dies nur als Exempel. Die gesellschaftliche Hierarchie und Anzucht tritt in den Großstädten übrigens nicht so augenfällig in Erscheinung.

(Am stärksten noch dort, wo man sie am wenigsten merken sollte: im Theater.) Auf dem großen Jahrmarkt der Eitelkeiten, über man Gesellschaft nennt, findet jeder seine Schaubude, in der er sehen kann und gesehen wird. Und selbst der, der einsam sein will, ist hier in der glücklichen Lage, nicht aufzufallen. Anders in den Klein- und Mittelstädten: hier fordert die Gesellschaft ihre Rechte und rächt sich, wenn man ihr nicht genug tut. Das möchte noch hingehen, aber sie ist überdies tyrannisch und verlangt, gleichsam als Eintrittsausweis, eine gewisse politische Ueberzeugung. Die Gesellschaft der Großstadt ist vorwiegend plutokratisch gegliedert, gestimmungsmäßig aber gesund vertuscht, die Gesellschaft der Kleinstadt jedoch übt unausgesprochen einen politischen Druck, einen Druck auf die Stimmung aus; und das ist weit gefährlicher. In der kleinen Stadt gehört zur guten Gesellschaft, wer als „rechtsgerichtet“ abgestempelt ist. Wer sich sträubt, diesen Stempel zu empfangen, bleibt aus den besseren Zirkeln ausgeschlossen und muß bereit sein, das Martyrium eines heimlichen Bohloths auf sich zu nehmen. Wir kennen Fälle von geradezu tragischen Gesellschaftsopfern, unvergleichlich schlimmer als die kleinen harmlosen Zugeständnisse, die man der Gesellschaft auch in der Großstadt machen muß.

Das Gefährliche an dieser Gesellschaftsstruktur der Klein- und Mittelstädte (man findet sie übrigens weniger ausgeprägt auch in manchen Großstädten) besteht in dem Mißbrauch der „guten Gesellschaft“ als politischer Köder. Es geht ein Zwang, eine Suggestion von ihr aus, der — wer könnte es ihnen verübeln — auch Andersdenkende erliegen; denn der Kaufmann, der selbständige Gewerbetreibende, kann einfach diese Gesellschaftskreise wirtschaftlich nicht entbehren. So kommt es, daß sehr viele, um dem Bohloth zu entgehen, unter Selbstverleugnung den gleichen Ton anschlagen, den dieses Korps anstimmt. In Wahrheit spiegelt sich in der „maßgebenden Gesellschaft“ gar nicht die tatsächliche politische Ueberzeugung. Ein jeder fürchtet nur, in der seinen erlankt zu werden und macht deshalb die des anderen mit. Auch der Ehrgeiz, zur „maßgebenden Gesellschaft“ zu gehören, spielt eine große Rolle bei der Verleugnung der politischen Ueberzeugung. So kommt in diese „bevorzugten Kreise“ niemals ein frischer Luftzug, den sie so nötig hätten, sie bleiben beim überlieferten Schema, leben nach rückwärts und treiben mit ihrer politischen Topfuderei eine Art gesellschaftliche Feme.

Was Liebesbriefe.

Jasora Duncan, die alt gewordene, einst viel umschwärmte Tänzerin, befindet sich in Art. Sie trägt sich mit der Absicht, alle ihr einmal zugefügten Liebesbriefe zu veröffentlichen, um aus dem Erlös der Publikation eine Zeilanz ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Sie wird, wie das so üblich ist, den dramatischen Verlauf ihres Lebens schildern, und als Höhepunkte der Sensation wird sie den Wortlaut jener zärtlichen Versprechungen veröffentlichen, die ihr von Persönlichkeiten verschiedener Nationalität gemacht worden sind. Rot kennt kein Gebot, sagt Jas.

Mörder und Henker.

In einem der schauerlichsten Dokumente menschlicher Grausamkeit, den Tagebüchern der Henker von Paris (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam), heißt es u. a.: „Die Furcht vor dem Tode ist eine rein körperliche Empfindung, welche mit dem Triebe der Lebenserhaltung zusammenhängt. . . . Hoffe nicht, den Menschen durch die Aussicht auf einen fernem, ungewissen, von tausend verschiedenen Umständen abhängenden Tod zu erschrecken und zu zügeln! Ist dieser Mann derbersten Herzens, so wird die Versuchung zum Verbrechen immer den Sieg über die Furcht vor einer zufälligen Gefahr, die sich vermeiden läßt, davontragen.“

Das sagt der Henker von Paris, der noch das Todesrad zu bedienen und an der Herstellung der Guillotine mitgewirkt hatte, seinem Sohne, dem es vergönnt war, nicht weniger als hundert Menschen zu guillotiniere. Dieser „Schwächling“ aber, der gleich dem Stammhalter seines Henkergelechtes, das fünf Generationen hindurch Frankreich mit Henkern versorgt hat, bei der ersten Exekution, die er vorzunehmen hatte, beinahe in Ohnmacht gefallen war, jaget den Tag, an dem er einem der achtzehn Bewerber seine Henkervollmacht übergeben durfte. Er hinterläßt seinen Nachkommen das Testament: Fort mit der Todesstrafe! Freilich sind die Testamentsvollstrecker diesem Rufe nicht nachgekommen. Noch heute wird nicht nur in Frankreich die Todesstrafe vollzogen, und jüngst erst wurden in Italien in Verbindung mit dem „Attentat“ auf Mussolini Stimmen laut, die die Wiedereinführung der Todesstrafe forderten.

Es ist eine alte Erfahrung, daß die Todesstrafe um so wirkungsloser wird, je häufiger von ihr Gebrauch gemacht wird. Die Statistik zeigt, daß gerade einer Zunahme von Todesurteilen in den nächsten Jahren eine vermehrte Zahl von Morden folgte, während in den Ländern, in denen die Todesstrafe abge schafft ist, die Zahl der Kapitalverbrechen nicht zugenommen hat. Einen schlagenden Beweis für die Wirkungslosigkeit der Todesstrafe bildet Sowjetrußland. Dort folgte den Raubüberfällen und Raubmorden die Erziehung der Täter fast automatisch auf dem Fuß, aber die Zahl der Verbrechen nahm nicht ab. Die Todesstrafe hatte durch ihre übermäßige Anwendung den schrecklichsten Charakter verloren und wurde gewissermaßen als Geschäftskrisis betrachtet. Die Todeslandidaten gingen leidenschaftlich ihrem täglichen Gefangenleben nach, und erst, wenn

die letzte Stunde herannah, wenn der physische Tod für das Bewußtsein etwas Unentrinnbares geworden war, da wurden selbst die Schlimmsten unter ihnen oft schwach und folgten, wandelnden Beichen gleich, willenslos ihren Fesseln. Nicht selten mußten sie auch mit Gewalt auf den Hinrichtungsplatz geschleppt werden. Die einen baten, gleich der Madame Dubarry: „Nicht gleich, noch einen Augenblick, meine Herren Scharfrichter, einen Augenblick, ich bitte Sie!“ Die anderen sprachen gewissermaßen mit Bailly: „Schnell, meine Herren, spürer Sie sich, ich bitte Sie darum.“

Daß der Henker von Paris mit seinem Ausspruch über die Wirkung der Todesstrafe recht hat, dafür liefert auch das — ebenfalls bei Kiepenheuer in Potsdam — erschienene Buch „Mörder“ des Kriminalkommissars Behnerdt eine anschauliche Illustration. Der Verfasser sah die Verbrecher Auge in Auge, kurz nach der Tat, und er hat stets versucht, auch die tieferen Ursachen ihrer Handlungen zu erforschen. Fast niemals ist da bei Begehen eines Verbrechens die Möglichkeit eines Todesurteils in Betracht gezogen; höchstens insofern, als der Verbrecher sich mit einer Waffe versehen, um seine Fächer oder Zeugen seiner Tat niederzumaden. Wie den Mörder vor seiner Tat die Vorstellung von der Möglichkeit seines Todes nicht von der Ausführung seines Verbrechens abhält, so verläßt ihn auch später nicht die Hoffnung, daß er doch noch seinen Kopf behalten werde. Er nimmt deshalb in der Regel auch das Urteil ruhig entgegen, erwartet fast mit Sicherheit die Begnadigung und bricht erst zusammen, wenn er von der zu vollstreckenden Hinrichtung verständigt wird.

In der Verabschiedung des Henkeramtes kommt das Volksempfinden über das Todesurteil zum Ausdruck. Es ist kein Zufall, daß hin und wieder mit den Henkersobliegenheiten verurteilte Mörder betraut werden, wenn das auch eigentlich ein Widerspruch in sich selbst ist. Als vor einigen Monaten in Bulgarien Massenhinrichtungen erfolgten, wurden sie von Zigeunern vollzogen. In der Schweiz, wo unlängst nach langer Zeit einmal wieder eine Hinrichtung notwendig wurde, fand man durch öffentliches Ausschreiben mit knapper Not einen einzigen Menschen, der sich trotz der allgemeinen Verachtung, die ihm entgegengebracht wurde, bereit erklärte, die Henkersdienste zu leisten. In anderen Staaten, wie in Deutschland, steht der Henker in Staatsdiensten, aber auch dieser staatliche Beamte fühlt sich in der Gesellschaft nicht so sicher wie andere Beamte. Freilich bleibt die Frage offen, inwiefern der Vollstrecker eines Todesurteils verächtlicher ist als jener, der das Urteil fällt. Aber das Problem von Mörder, Henker und Todesstrafe wird wohl noch lange die Menschheit beunruhigen.

Gedanken-Splitter.

Der Mensch.

Wie das vortreffliche Instrument nicht eher seine Wirkung tut, als bis es so meisterhaft berührt wird daß seine verborgensten, zartesten Töne hervorgehen, so ist auch der Mensch mit den edelsten, reichsten Anlagen nicht eher auf dem Wege zu dem möglichsten Grad seiner Vollkommenheit begriffen, als bis er alle Eindrücke, welche die Erfahrung ihm geben kann, wirklich empfangen hat und von ihrer Harmonie gleichstimmig wiederönt. G. Forster.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliesst an ein Ganzes dich an.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!

Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlst.

Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die anderen es treiben,

Willst du die anderen verstehen, blick' in dein eigenes Herz. Fr. v. Schiller.

Allerlei.

Der Mensch vor 30.000 Jahren. In dem am Ausgang des Pleistozäns gelegenen märkischen Dorfe Predmost bei Prerau wurde ein aus der Urzeit stammendes Familiengrab aufgefunden, das vielleicht der älteste aller dieser Funde ist. Das Gebiet ist den Archäologen seit langem als ergiebige Fundstätte von prähistorischen Tierknochen bekannt und ein dankbares Studienfeld für die wissenschaftliche Forschung, der mit der Auffindung des Familiengrabs jetzt eine seit langem nicht erlebte Sensation beiseite worden ist. Es enthält zwanzig menschliche Skelette, von denen sich einige in tadellosem Zustand befinden. Die kreisrunde Anordnung der Leichen im Grabe läßt erkennen, mit welcher Sorgfalt man die Toten bestattet hat. Neben den Menschenknochen befinden sich Reste von riesigen Säugtieren; im Umkreis sind Waffen und Geräte aus Stein und Knochen verstreut, die die Pietät der Hinterbliebenen den verstorbenen Angehörigen mit ins Grab gegeben hat. Es handelt sich hier um das erste wirkliche Familiengrab, das auf eine Zeitperiode zurückweist, die chronologisch zwar nicht genau bestimmbar ist, die mit aller Wahrscheinlichkeit aber 30.000 bis 30.000 Jahre zurückliegt. Die aus Knochen gearbeiteten Geräte lassen erkennen, daß die Menschen der Vorzeit Felle trugen und Dornen zur Befestigung der primitiven Kleider benutzten, daß sie also schon Urbegriffe der Zivilisation kannten. Uneinigkeit besteht in der Frage der Zeit. Professor Anaton vom Museum in Brünn, der glückliche Entdecker des Fundes, spricht von einer Zeit, die 20.000 Jahre zurückliegt; aber die nordamerikanischen Archäologen, die zur Befestigung und zum Studium des Fundes in Predmost eingetroffen sind, nehmen eine noch weiter zurückliegende Zeit an. Man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß es sich bei den Toten um Mitglieder der ersten Familien handelt, die sich in dem heutigen Mähren niederließen, und zwar in einer Zeit, die sie dem Schreden der Riesensäugtiere und dem nicht geringeren der kleineren Raubtiere aussetzte.

Ein englisches RiesenwarenhauS. In Liverpool hat eine englische Tabakgesellschaft ein Warenhaus erbaut, das mit 13 Stockwerken und 40 Meter Höhe rund 750.000 Personen Raum gewähren könnte. Die Länge beträgt 241 Meter, die Breite 55 Meter. 27 Millionen Pflastersteine und 6000 Tonnen Eisen wurden für den Bau verwendet.

„Teure Frauen“ in Kamerun. Die männlichen Eingeborenen in Kamerun leiden beträchtlich unter den teuren Zeiten. Es wird ihnen immer schwerer, eine Frau zu finden, bezw. zu kaufen, denn die Preise bewegen sich von 2000 bis 5000 Frank und haben Neigung, weiter zu steigen. Die französische Verwaltung sinnt nach Abhilfemaßnahmen, um den Heiratsmarkt zu beleben.

Weiteres.

„Kun, Fräulein Meta, singen Sie nicht mehr für die Gefangenen?“ — „Nein. Sie haben sich beschwert, das wäre im Strafgesetzbuch nicht vorgelesen.“

Durchsicht. Behrling (zum Chef): „Ach, könnte ich vielleicht für einige Stunden Urlaub bekommen? Meine Tante soll nämlich beerdigt werden.“ — Chef: „Warte noch einen Augenblick, mein Junge, dann können wir gleich zusammen gehen. Ich will mit nämlich auch den Fußballkampf ansehen.“

Unser Mädchen hat fluchtartig den Dienst verlassen. Wenn ich ehrlich sein soll: ich hätte es nicht so lange ausgehalten bei unseren Mägen. Infolge des Ereignisses ist die glückliche Mutter unserer temperamentvollen Sproßlinge außer sich und droht: „Wenn ihr nicht Ruß gebt, mach ich's wie die Rosel und lauf euch heute noch davon!“ — Der Maxl steht denn doch etwas nachdenklich drein, aber Maria, die Sanfte, reißt ihn, wie gewöhnlich, mit Zuversicht zu neuer Listkraft mit. Maria schreit triumphierend: „Dös soll d' Mama grad probiern, dös kann s' gar nüt macha. Dö hamma ja g'heirat!“

Der Rest bleibt. Ein Herr, der es furchtbar eilig hatte, stürzte in einen Friseurladen: „Schnell, rasieren Sie mich, ich sehe schon aus wie ein Stachelschwein!“ — „Sofort, die Stacheln werden gleich weg sein!“

Der letzte Ausweg. Ein Student hat seinen Monatswechsel im Spiel verloren und wendet sich hilflos an seinen Onkel. Da dieser sich nicht erweichen lassen will, ruft der Student aus: „Dann bleibt mir nur ein Ausweg!“ und zieht — einen prächtigen Revolver aus der Tasche. — „Unglücklicher, was willst du tun?“ ruft entsetzt der Onkel, mit dem Gelde herausrüdend. — „Den Revolver versetzen!“ antwortet der Student.

Rätsel-Ged.

Silbenrätsel.

Folgende 17 Silben bezw. Buchstaben zu 9 Wörtern zusammengefügt (wobei j als i, h als ein Buchstabe gilt), benennen, die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort. a arudi bi bu cha de e gon jacht land le mar ne reich ron ja tan. Die Wörter bedeuten: 1. deutscher Dichter, 2. Staatenbund, 3. Kofenamen, 4. männlicher Vorname, 5. Bootsort, 6. Nadelbaum, 7. Stadt in Rußland, 8. Fährmann zur Unterwelt, 9. weiblichen Vornamen.

Ferjos.

Ein Künstler der Musik bezaubert sicher dich, — Führt er in's Reich der Töne dich mit zartem Strich. — Nimmst du dem Musiker das Herz heraus, — Dann wird sogleich ein Raubvogel daraus.

Auslösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Ragisches Quadrat: 1. Laub. 2. Aqfa. 3. Ufer. 4. Bart.

Verwandlung: Lager, Uhu, Drei, Wald, Her, Gemje, Angel, Neger, Zink, Emma, Rebel, Greg, Rhein, Ulme, Barle, Erde, Reufe. — Ludwig Augengrubler.